Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 45

Artikel: Die Quelle des Glücks [Fortsetzung]

Autor: Kunter, Erich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648189

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Quelle des Glücks.

17

Roman von Erich Kunter.

Brüggemann war unwillkürlich von seinem Stuhl aufgestanden und wich vor dem Menschen, der nach Schnaps roch und in schmutzige Lumpen gehüllt war, zurück.

„Na, genieren Sie sich nur nich", grinste der Landstreicher, „ich beiße niemanden. Zwar ist meine Kluft nicht mehr salonfähig, deswegen können Sie mir aber doch die Hand drücken. Denn nicht zuletzt mir haben Sie's zu verdanken, daß Sie der Oberste in Klingenmoos sind. Doch auf Dank darf man eben bei den Menschen nicht rechnen. Eine Schande ist's, daß man mir meine treuen Dienste so schlecht belohnt und mich auf der Straße verkommen läßt."

„Mein Gewährsmann, Herr Stanislaus Alofska", stellte Borst sehr ernsthaft vor. „Herr Generaldirektor erinnern sich, in welcher Angelegenheit ich von diesem Mann gesprochen habe. Er ist der frühere Vorarbeiter der Quelle von Klingenmoos, der einzige Lebende, der außer mir von dem Geheimnis der Quelle weiß. Alofska, es ist sehr günstig, daß Sie gerade kommen. Sie werden Herrn Direktor Brüggemann meine Angaben bestätigen und ihm den wahren Sachverhalt über unsere Arbeiten an der Klingenmoos-Quelle im Jahre 1912 auseinandersetzen."

„Ich will es nicht wissen", schrie Brüggemann überlaut, „ich will es nicht wissen."

Und immer wieder wie ein Rasender dieses „ich will es nicht wissen" ausstoßend, flüchtete er aus dem Zimmer und rannte, als würde er verfolgt, die Treppe hinunter.

„Er wird schon noch etwas davon wissen wollen", sagte der Landstreicher und lachte hämisch. „Dem scheinen Sie ja ordentlich eingeheizt zu haben. Na, machen Sie ihn nur kirre, damit wir wieder mal ein Geschäft abschließen. Aber wenn Sie mich begaunern, Borst, drehe ich Ihnen den Kragen rum. Ich erledige meine Angelegenheiten weniger raffiniert als Sie die Ihren, Borst, aber dafür umso gründlicher."

Der andere nahm die Drohung hin, ohne etwas zu erwidern. Er blickte finster und fragte barsch: „Was wollen Sie? Wieder Geld?"

„Wenn Sie so gnädig sein möchten", entgegnete Alofska frech, mit gespielter Unterwürfigkeit. Die Zeiten sind mies. Aber Sie wissen ja, ich bin ein genügsamer Mensch, der mit den Brosamen zufrieden ist, die von des Reichen Tische fallen ..."

Borst entnahm seiner Brieftasche einen Hundertmarkschein. Alofska ließ mit einer Grimasse, die besagen sollte, daß er nicht sonderlich zufrieden sei, die Banknote in seinem zerlumpten Rock verschwinden.

VII.

In der diesjährigen Adventzeit ging es wenig freudig und frohgemut im Hause Schlehauf am Halleschen Tor in Berlin zu.

Das Unglück brach hageldicht über die Familie herein. Zuerst der Zusammenbruch der Firma in Cottbus und dann, am Tage vor Weihnachten, noch eine furchtbare Ueberraschung, die wie ein Kolbenschlag auf das Haupt des gramgebeugten Mannes niedersauste, und die gute Mutter aufs Krankenbett warf. An dem Unglückstag kam Otto verstört und in heller Verzweiflung nach Hause. Er stand am Rande des Verderbens; das Messer saß ihm an der Kehle und er wußte sich nicht mehr zu helfen, als seinem Vater alles zu beichten.

Otto war immer tiefer in die Klauen des Wucherers Gesinsky geraten. Um seinen allzugroßen Geldverbrauch auszugleichen und vor allem, um seine Verluste auf dem Rennplatz hereinzuholen, war er auf die unglückliche Idee gekommen, an der Börse zu spekulieren. Schlecht beraten, hatte er aber auch dort von Anfang an nur Verluste. Er wußte nicht mehr aus und ein und war nun soweit, mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt zu kommen. Gersinsky wollte einen Wechsel nicht prolongieren, verlangte Abdeckung der alten Schulden und drohte, sich an den verpfändeten Aktien schadlos zu halten. Und dann das Schlimmste: am 1. Januar mußte er einen Wechsel einlösen, der die Unterschrift — seines Vaters trug!

Als Otto mit seiner Beichte an diesem Punkt angelangt war, verlor sein Vater die Beherrschung. Zorn übermannte ihn und er erhob die Hand gegen den Sohn.

Wenn das die leichtfertigen Streiche hätte ungeschehen machen können! Die Stunden verrannen und stellten ihre eisernen Forderungen. Der Alte mußte alles auf sich laden, wollte er nicht die Schande und den Fleck auf der Familienehre haben. Geld, Gut und Leben wollte er opfern, wenn er nur seine Ehre retten konnte!

In seiner Not wandte sich Otto auch an den zukünftigen Schwager, Walter von Plessen, um Hilfe. Der ließ ihn aber unsanft abfallen. Nein, so hatte er es nun doch nicht, daß er einem leichtsinnigen jungen Mann die Schulden zahlte. Sollte sich Otto selber aus der Patsche helfen, wie er es auch hatte tun müssen, als er auf der Straße lag, Zeitungen verkaufen mußte und keinen Mantel hatte, um sich gegen die strenge Kälte zu schützen!

Otto verließ ihn mit Wut und Erbitterung. Was bildete sich dieser Habenichts, dieser hochmütige Adelsprotz eigentlich ein. Hatte er vergessen, wie sie sich armselig in dem schäbigen Laden des Juden getroffen hatten, nackt und erbärmlich und sich nicht mal die Mühe nahmen, ihre Unzulänglichkeiten voreinander zu verbergen? Mit seiner Hilfe hatte dieser Heiratsschwindler seine Schwester erbeutet, und jetzt ließ er den Bundesgenossen mir nichts dir nichts im Stich, ohne auch nur einen Finger für ihn krumm zu machen. —

Am Vormittag des Heiligen Abend kam es noch einmal zu einem heftigen Auftritt zwischen Vater und Sohn. Der alte Mann geriet in große Aufregung und sagte sich in Worten, die feierlich wie auf Stelzen gingen, rührend altmodisch und pathetisch von seinem mißratenen Kinde los. Er solle nach Amerika auswandern und ein neues Leben beginnen.

Otto, der die gröbste Verzweiflung bereits überwunden hatte, fand seinen alten Ton und seine leichte Art wieder. Die Demut und Zerknirschung, die er bei der Beichte zur Schau getragen hatte, löste nun die Reaktion aus: er wurde frech und höhnisch.

„Na, Papa, wenn du selbst hunderttausend Mark mit deinem sauberen Herrn Schwiegersohn kaput gemacht hast, so wird sich doch dein Sohn noch den dritten Teil davon leisten können."

Es schien, als ob sich der Alte auf den Sohn stürzen wollte, um ihn zu züchtigen. Frau und Tochter, weinend und jammernd, warfen sich zwischen die beiden Männer.

In dieser kritischen Minute erschien Walter von Plessen. Richard Schlehauf, noch zitternd vor Erregung, war nicht mehr imstande, seine Worte zu wägen.

„Hören Sie, lieber Herr von Plessen, und danken Sie mir für meine Offenheit. Danken Sie auch Ihrem Schöpfer dafür, daß er Sie vor einem dummen Streich bewahrt hat. Wir sind Bettler geworden. Der famose Sohn und der ebenso famose Schwiegersohn haben mich um Vermögen, um Haus und Hof gebracht. Buchstäblich. Sie staunen ungläubig? Mein Bester, ich übertreibe nicht. Ich bin ruiniert und mit der reichen Braut für Sie ist's daher nichts. Meine Tochter bekommt keine Mitgift und keine Aussteuer. Sie müssen sich also nach einer anderen Frau umschauen."

Otto, in einer Ecke lehnend, lachte gehässig herüber: „Ja, da muß der Heiratsvermittler Gersinsky dir eine passendere Partie vermitteln, wenn er seine Provision bekommen will", rief er voller Hohn.

Hedwig stutzte im halben Verstehen. Dann stieß sie einen leisen Schrei aus und sank leichenblaß ihrer Mutter in die Arme. Bestürzt eilte Plessen herbei und suchte die Hand des jungen Mädchens zu fassen. Aber Hedwig hatte sich gleich wieder in der Gewalt. Mit Tränen in den Augen schaute sie ihn vorwurfsvoll an. „Das konntest du mir antun?" sprachen ihre Blicke, „ein Heiratsobjekt war ich dir, ein Anhängsel meines Geldbeutels, sonst nichts?"

Sie konnte nicht reden; das Herz tat ihr unsäglich weh. Der Verlobte blieb vor ihrem Leid stumm; was hätte er ihr noch sagen, womit ihr seine Liebe beweisen sollen? Den Verrat der schmachvollen Ursache seiner Annäherung an Hedwig mußte er unwidersprochen hingehen lassen! —

Er bat den alten Schlehauf um eine Unterredung unter vier Augen. Die zwei Männer gingen in das Nebenzimmer.

„Wieviel brauchen Sie, um die Schulden Ihres Sohnes zu zahlen?" fragte der Baron.

„Rund dreißigtausend Mark. Otto hat Wechsel über diese Summe ausgestellt, meine Unterschrift gefälscht und unsere Klingenmoos-Aktien verpfändet."

„Ich werde die Summe bezahlen und die Aktien übernehmen, wenn Sie damit einverstanden sind."

Der Alte riß die Augen auf. „Sie? ...."

„Heute Abend komme ich wieder." Der Baron grüßte kurz und ging. —

In diesen Tagen war die uralte Großmutter Plessens gestorben und hatte ihn zu seiner Ueberraschung als Alleinerben eingesetzt.

„Du hast vieles wieder gut gemacht", murmelte der Erbe vor sich hin, „daß du im richtigen Augenblick gestorben bist. Jetzt wird alles gut."

Auf seinem Schreibtisch lag die mit der Morgenpost eingetroffene Mitteilung des Berliner Notars, der den Erben einlud, ihn baldmöglichst zu besuchen, damit er ihm alles Nähere mündlich berichten und die Testamentseröffnung vornehmen könne.

Die Tote hinterließ ihrem Enkel Haus und Grundstück, sowie Obligationen im Werte von fünfzigtausend Mark. Es gelang dem Baron noch am gleichen Tag, auf das Testament und die Beglaubigung des Notars hin, von seiner Bank einen Scheck über dreißigtausend Mark zu bekommen.

Den Scheck legte der Baron am Abend seinem Schwiegervater unter den Weihnachtsbaum. Die schwergeprüften alten Leutchen konnten das Wunder kaum fassen.

Als der Baron später mit seiner Braut ein Stündchen allein war, sagte er zu ihr: „Es ist wahr, Hedwig, ich wollte dich anfangs nur deines Geldes wegen heiraten. Ich will mich immer bemühen, für diese niedrige Denkart deine Verzeihung zu erlangen. Heute aber werbe ich aus Liebe um dich. Einen kleinen Beweis meiner echten Liebe hoffe ich schon erbracht zu haben. Ich bin glücklich, daß mir die Möglichkeit dazu gegeben wurde. Wenn du mir noch vertrauen und mich noch lieben kannst, so bleibe bei mir!"

Ueberwältigt von Glück barg Hedwig ihr tränennasses Antlitz in die Hände des Geliebten.

*

Die völlige Verarmung Richard Schlehaufs aber war durch alle Hilfsmaßnahmen wohlwollender Freunde und selbst durch die Bereitwilligkeit seiner Gläubiger zu Vergleichsverhandlungen nicht mehr aufzuhalten. An der Hartnäckigkeit des Alten und seinen besonderen Ansichten von Treu und Glauben scheiterten alle Versuche des Notars Kirchgraber, für seinen Schulkameraden aus dem Konkurs etwas zu retten.

Notar Kirchgraber war zum Konkursverwalter bestimmt worden. Täglich hatte er mit den Inhabern der Firma Schlehauf & Brüggemann lange Aussprachen. Seinen Bemühungen war es zu verdanken, daß fast alle Gläubiger sich mit einer Auszahlungsquote von 66⅔ Prozent einverstanden erklärten. Demnach wäre ein Vergleich ohne weiteres möglich gewesen.

„Nein", erklärte Schlehauf sen. eigensinnig, „durch meine Fahrlässigkeit soll niemand zu Schaden kommen. Kein Mensch soll mir nachsagen können, ich sei ihm auch nur einen Pfennig schuldig geblieben."

Der Notar war wütend über diese nach seinem Erachten geradezu unsinnige Starrköpfigkeit und lächerlichen Ehrbegriffe, aber er erreichte bei dem wunderlichen Kauz auch mit dem Hinweis nichts, daß die Gläubiger sich mit Freuden auf einen so guten Vergleich einlassen würden, bei dem sie ja keine eigentlichen Verluste hätten.

Schlehauf verharrte auf seinem Standpunkt, verkaufte alles, was er hatte, kratzte die letzten paar Mark zusammen und zahlte seine Gläubiger auf Heller und Pfennig aus.

Dann war er ärmer als vor vierzig Jahren, als er in seinem Lädchen in Waldheim Schürzen und Hemdenstoff verkauft hatte. Er mußte die Berliner Wohnung verlassen und zog mit seiner Frau nach Waldheim zurück. Das Stammhäuschen seiner Familie in dem Spreewaldstädtchen war ihm verblieben; das hatte der Zusammenbruch nicht verschlungen.

Hedwig, die bald heiraten wollte, blieb in Berlin bei Verwandten. Allein, von allen verlassen, richteten sich die beiden Alten in dem Heimathäuschen ihrer Jugend ein. Tapfer und unverdrossen ertrugen sie ihr herbes Geschick. Nur in wachen Stunden brach der Schmerz übermächtig bei der guten, treuen Frau durch. Dann verschloß sie sich in ihrem Zimmer und weinte sich aus.

Der Alte ging still und vergrämt umher. Kein Wort über das Vergangene wurde mehr zwischen den beiden Eheleuten gewechselt. Der Mann klagte nie, aber an seinem Herzen zehrte doch der große Schmerz seines Lebens. Er wurde schwach und hinfällig.

Eines Morgens, als es noch stockfinster war, erwachte Frau Schlehauf an einem eigentümlichen Geräusch. Sie tappte mit der Hand zum Kopfkissen ihres Gatten hinüber. Er mußte aufgestanden sein. Sie erhob sich leise und ging in Pantoffeln und Nachthemd zum Wohnzimmer.

Der Anblick, der sich ihr dort bot, krampfte ihr das Herz zusammen. Ihr Mann hatte sich reisefertig angezogen, die hohen Stulpstiefel an den Beinen, dazu die kurzen Kniehosen; — Kleidungsstücke, die er schon damals, vor vierzig Jahren, getragen hatte. Die beiden Musterkoffer waren gepackt, und er war gerade im Begriff, sich den hölzernen Kasten mit den Tuchproben auf den Rücken zu schnallen.

„Alterchen, was tust du?" rief die arme Frau mit tränenerstickter Stimme.

„Ich muß doch wieder was arbeiten, Mutter", erwiderte der Alte, „damit wir zu leben haben. Laß man, es wird schon werden. Wir bringen uns ehrlich und anständig durchs Leben. Mußt nicht greinen, Mutter!"

Unter der Bürde des schweren Holzkastens sank der alte Mann in die Knie. Da faßten sich die beiden greisen Leutchen an den Händen und große Tränen rannen ihnen über die welken, runzeligen Wangen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung.

Stumm stand ich zu nächtlicher Stunde
Verträumt an das Fenster gelehnt;
Da trat mir ein Bild vor die Seele,
Das längst ich vergessen gewähnt.

Es stieg mir ein Lied auf die Lippe,
Das innig dies Bildnis umschlang:
Ein Lied aus den Tagen der Kindheit,
Das einst meine Mutter mir sang.

Leis' sang ich die sinnige Weise
Hinaus in den herbstlichen Wind:
Und fühlte das Herz mir erbeben —
Und fühlte mich wieder als Kind ....

Udo Terbro.